

3

Z

kommunikation
ereignis
& kontakt



SCHARRA

AUF

Lesung aus der Pfa
von Karl von Lutz
für den „Förderkreis für krebskranke Kinder

Liebe Z³-Leserinnen und Leser,

so kurz vor Weihnachten sind Sie bestimmt schon ganz scharf auf unser neues Z³ Heft. Das passt auch genau in die Adventszeit. Machen Sie es sich gemütlich mit einem Tee oder Punsch am Adventskranz und lesen Sie dann unsere neueste Ausgabe. Auch dieses Mal werden Sie auf wunderbare Menschen und Geschichten stoßen.

Sie werden von einem Getränk lesen, für das man schon eine Menge Mut braucht, um das wirklich zu trinken. Sie werden einen tapferen Jungen und seine Familie kennenlernen, von denen wir eine Menge lernen können, wie man mutig mit einer schlimmen Krankheit umgehen kann.

Wir stellen Ihnen eine Frau vor, die sich mit ihrer Sehschwäche auseinandersetzen musste und wieder zu neuer Lebensqualität gefunden hat. Sie werden von einem Militärpfarrer hören, welche Belastungen Menschen aushalten müssen, wenn sie scharf schießen müssen. Außerdem werden Sie einen Blick auf scharfe Kurven werfen.

Wir nehmen Sie mit nach Zülpich vor (mehr als) 80 Jahren, wo Sie auf einen scharfen Denker und Kritiker stoßen. Dazu passend freuen wir uns auf ein Wiedersehen mit Ihnen bei der Z³-Veranstaltung, bei der aus der Chronik von Karl von Lutzenberger gelesen wird. Mit dem Spendenerlös von diesem Abend möchten wir den Förderkreis für krebskranke Kinder und Jugendliche Bonn e.V. unterstützen.

Nun wünschen wir von der Z³-Redaktion Ihnen wieder viel Freude beim Lesen und eine gesegnete Adventszeit. Und sollten Sie Lust auf eine Mitarbeit im Z³-Team haben, melden Sie sich gerne bei uns. Wir freuen uns über kreative Köpfe.

Herzliche Grüße, Ihre Marianne Komp und das ganze Z³-Team



Marianne Komp, Chefredakteurin

Karl von Lutzenberger
Lesung u

Zeichnung Karl von Lutzenberger
Veranstaltungsor

arrchronik
zenberger
r und Jugendliche Bonn e. V.“

INHALT

22. März 24 | 20 Uhr
nd Musik



er von Marti Faber, Foto: Hans-Gerd Dick
t: St. Peter, Zülpich

4 1000 Jahre scharf geblieben Ein 1000-jähriger Schnaps in Füssenich
Jens Bongard

7 Scharf sehen Irgendwann kommt der Tag, da muss ich mir eingestehen:
Die Arme sind nicht zu kurz, ich kann ohne Brille nicht mehr lesen. *Beate Josef*

8 Eine scharfe Zäsur Wie eine „Murmel“ das Leben einer Familie
einschneidet *Marianne Komp*

13 Scharfer Blick und scharfe Analytik Karl von Lutzenber-
ger, ein Mann mit einem scharfen, kritischen Blick auf die kleinstädtische
Gesellschaft Zülpichs. *Alexander Walek*

16 Scharfschiessen 1979: „Und wenn Rocker Ihre Freundin im
dunklen Park vergewaltigen wollen, und Sie haben eine Pistole in der
Hand?“ *Bernd Kehren*

18 Scharfe Kurven Unfallkreuze am Straßenrand *Ellen Petermann*

19 Laut Ausblick ins nächste Heft *Pfarrer Guido Zimmermann*

20 Veranstaltungshinweis

zugunsten des „Förderkreis für krebskranke Kinder und Jugendliche Bonn e.V.“

Impressum // Zhoch3 ist das Magazin der katholischen Kirche in Zülpich. // Die vorliegende Ausgabe ist am 20.12.2023 erschienen und wurde in Zülpich und den Stadtteilen von Nideggen-Embken, Muldenau und Wollersheim an alle Haushalte verteilt. // Herausgeber: Katholische Kirche in Zülpich, Mühlenberg 9a, 53909 Zülpich; Tel: 02252 - 2322, Fax: 02252 - 6911 // Redaktion: Marianne Komp (verantwortlich, marianne.komp@erzbistum-koeln.de), Jens Bongard, Bernd Kehren, Beate Josef, Ellen Petermann, Alexander Walek, Guido Zimmermann // Gestaltung: unikatdesign-w.de (Bernhard Wunder) // Auflage: 10.000 Stück // VISdP Marianne Komp



Jens Bongard

1000 JAHRE

Wenn man in Füssenich was „Scharfes“ sucht, landet man wahrscheinlich nicht in der Gaststätte Bonn, sondern eher in einem einsamen Haus Richtung Froitzheim. Aber auch bei „Bonns“ kann man durchaus ein scharfes Erlebnis haben.

Gabi Moll, die Wirtin des Hauses, verkauft seit jeher einen selbstgemachten Schnaps mit dem Namen „Tausendjähriger“. Ein Korn der mit Chilischoten aufgesetzt wird. Also wenn wir dann schon beim Thema „Scharf“ sind, schreit das ja förmlich nach einem Selbstversuch. Gut, ich mag mein Essen schon gerne mit ein bisschen Schärfe. Meine selbstgesteckte Belastungsgrenze ist aber hier sehr schnell erreicht und irgendwo sehr weit unter Sambal Oelek einzugliedern. Aber man muss auch Opfer bringen können für einen guten Artikel.

Kurzerhand habe ich also einen Termin mit Gabi Moll vereinbart. Es schien mir eine gute Idee zu sein. Ich fühlte mich stark, fast unüberwindbar. Aber in dem Moment, wenn man dann das Telefon auflegt, wird einem klar: Das war eine dumme Idee!

Die nächsten Tage verbrachte ich weitestgehend normal. Die Arbeit lenkte mich ab, und nach der Arbeit ließen meine Kinder mich nicht mehr drüber nachdenken. Bis dann der Tag gekommen war. Eine Erinnerung ploppte auf meinem Handy auf mit dem Titel „Tausendjähriger 11 Uhr“. Verdammt, das hatte ich ganz vergessen. War das tatsächlich schon heute? Mein Magen krampfte sich etwas zusammen. Er wusste wahrscheinlich schon, dass heute ein schlechter Tag werden würde. Oder bildete ich mir das etwa nur ein? In meinem Kopf fuhren die Gedanken Karussell. Wie kann man nur auf so eine blöde Idee kommen? Warum hat das



SCHARF GEBLIEBEN!

Thema denn kein anderer genommen? Wahrscheinlich weil sie cleverer sind als ich. Es nützt nichts. Ich musste das durchziehen. Also machte ich mich auf den Weg zur Gaststätte Bonn.

Dort angekommen brauchte ich etwas Zeit, um aus dem Auto auszusteigen. Ich habe ganz kurz drüber nachgedacht, einfach weiter zum See zu fahren und mir dort einen schönen Tag zu machen. Aber ich konnte mich überzeugen doch hineinzugehen.

Die Begrüßung bei Gabi war super herzlich und nahm mir etwas Unsicherheit. Zwar nur für einen Moment, aber immerhin. Sie startete direkt ohne Umschweife mit: „Bist du soweit?“ Wir haben uns dann geeinigt, dass ich erstmal ein paar Fragen stelle. Wieder etwas Zeit gewonnen. Das macht es zwar nicht besser, aber man wähnt sich zumindest kurz in Sicherheit. Als Gabi alle Fragen geduldig beantwortet hatte, gab es kein Zurück mehr. Sie stellte ein Schnapsglas vor mir ab und schüttete eine leicht bräunliche Flüssigkeit in mein Glas. Da war er also. Sah gar nicht so schlimm aus. Das wird schon halb so wild sein. Wahrscheinlich wie Haare entfernen mit

einem Kaltwaxstreifen. Da stellen sich ja auch nur alle an. Um das zu beweisen muss ich es übrigens nicht ausprobieren. Vielleicht wenn es mal ein Z³ gibt mit dem Titel „Haarig“. Aber da hat bis jetzt, Gott sei dank, noch niemand drüber nachgedacht. Gabi merkte, dass ich zögerte. Natürlich hatte ich keine Angst, es war eher sehr, sehr großer Respekt. Ich fragte Gabi ob sie mir ein Bier laufen lassen könnte. Zum Nachspülen! Ihre Antwort über-

„Bloß kein Bier, ich hol dir ein Glas Milch. Kannst du denn scharf gut abhaben?“

raschte mich dann doch. „Bloß kein Bier, ich hol dir ein Glas Milch. Kannst du denn scharf gut abhaben?“ Weil ich das verneinte, brachte sie mir nicht nur ein Glas Milch mit sondern noch eine Scheibe Brot mit den Worten: „Dat hilft!“ Gut zu wissen. Dann war ich jetzt soweit. Also rein theoretisch! Wenn nicht noch ein Wunder geschah und mir das doch erspart blieb. Ich dachte, ein lustiger Spruch wäre gut. Um das Ganze aufzulockern. „Gabi, wir machen das so. Du trinkst den Schnaps und erzählst mir wie es war.“ Gabi fand die Idee nicht so gut.

Da waren sie also wieder, meine zwei Probleme. Ich brauchte ein Ende für meinen Artikel und dafür musste ich den Tausendjährigen jetzt in Angriff nehmen. Ich nahm das Glas in die Hand. Ich will nicht sagen, das meine Hand zitterte, aber ganz ruhig war sie auch nicht. Zittern wäre übertrieben. „Besser nippen oder in einem Zug?“ Diese letzte Frage sei mir noch gestattet. „Besser in einem Zug, sonst wirst du das Glas nicht leer machen“, war ihre Antwort. So langsam bekam ich das Gefühl, dass ihr die Situation Spaß machte. Naja, wenigstens eine, die Spaß hatte.

Mit dem letzten Rest den ich von meinem übrig gebliebenen Mut zusammen kratzen konnte, habe ich mir den Tausendjährigen dann einverleibt. Und erstmal passierte nichts. Ich war etwas verwirrt, ich hatte mit dem Schlimmsten gerechnet. Kurz nachdem sich meine ängstlich zusammen gekniffenen Augen wieder beruhigt hatten, wurde mir klar, wofür die Milch da ist. Es hat gebrannt. Ich habe also die Milch getrunken und mir wurde auf einmal klar – das Glas ist zu klein. Erwähnen muss ich noch, dass alle Spaß hatten, nur ich irgendwie nicht. Kurz nachdem das Ganze seinen Höhe-

punkt überschritten hatte, und nach 4 Gläsern Milch, wurde es aber auch schnell wieder besser. Es ist ein unglaublich schönes Gefühl, wenn der Schmerz nachlässt.

Am Ende konnte ich auch schon wieder lachen und etwas mit Gabi fachsimpeln, wie denn der Tausendjährige hergestellt wird. Wie, das kann ich natürlich nicht

verraten. Aber vielleicht fährt ihr auch mal vorbei und probiert es mal aus. Zusammenfassend muss ich sagen, so schlimm war es nicht. Das Schlimmste am Tausendjährigen waren die Gedanken die ich mir vorher gemacht habe. Gut, das heißt jetzt nicht, dass ich das nächste Wochenende nochmal brauche. Aber irgendwie war es eine interessante Erfahrung. Und man hat

wieder eine Geschichte zu erzählen. Genau das Richtige für Junggesellenabschiede oder Mutproben.

Oder man mag es gerne scharf. Dann sollte man sich den Tausendjährigen auf gar keinen Fall entgehen lassen.

Das Schlimmste am „Tausendjährigen“ waren die Gedanken, die ich mir vorher gemacht habe.



Beate Josef



SCHARF SEHEN

Irgendwann kommt der Tag, da muss ich mir eingestehen: Die Arme sind nicht zu kurz, ich kann ohne Brille nicht mehr lesen. Eine Brille muss her. Die Brille liegt irgendwo und nirgendwo, nur nicht da, wo sie gebraucht wird. Nach langer Zeit habe ich verstanden. Die Brille gehört auf die Nase und zwar für immer.

Nach mehreren Jahren der Ruhe brauche ich immer mehr Licht für feine Arbeiten. Der Faden findet nicht mehr den Weg ins Nadelöhr. Die verlorene kleine Schraube ist nirgendwo zu finden. Aber kein Problem; es gibt ja noch Taschenlampen oder auch stärkere Lichtquellen.

Bei der nächsten Kontrolluntersuchung beim Augenarzt heißt es dann: „Sie haben den grauen Star, der muss operiert werden.“

Laut Wikipedia: „Der graue Star, auch Katarakt genannt, bezeichnet eine Trübung der Augenlinse. Betrachtet man Menschen die an einer fortgeschrittenen Katarakt erkrankt sind, kann man die graue Färbung hinter der Pupille erkennen. Die getrübte Linse kann in den meisten Fällen operativ durch ein künstliches Linsenimplantat ersetzt werden.“

Das ist nun eine sehr schwere Entscheidung. Eine Operation ist immer mit Risiken verbunden. Und dann am Auge. Was ist, wenn es schief geht und ich nicht mehr sehen kann?



Aber Quatsch, ich sehe doch immer noch gut. Neue Birne in die Wohnzimmerlampe und eine größere Nadel zum Nähen. Aber leider muss ich immer öfter sagen: „Tut mir leid, habe ich nicht gesehen.“ Es hilft nicht. Erneuter Arztbesuch und ein OP-Termin. Obwohl der Arzt mich beruhigt hat und alles genau erklärt hat, ist es mir doch am OP-Tag recht mulmig zumute.

Die Operation verläuft glatt und ich habe keine Schmerzen; aber da ist auch noch der Verband auf dem Auge. Was ist, wenn er entfernt wird? Am nächsten Tag beim Arzt wird der Verband abgenommen.

Was für ein Wunder! Ich sehe mein Umfeld ganz klar und in leuchtenden Farben. Ich erkenne Kleinigkeiten auf meiner bunten Bluse von denen ich vorher nichts gewusst habe. Die Rosen im Garten sind nicht nur rot, sie leuchten in vielen verschiedenen Rottönen. Ich sehe meine Bilder an, die ich gemalt habe und sehe, dass ich in den letzten beiden Jahren richtig langweilige Bilder gemalt habe, weil ihnen all die kleinen Farbnuancen fehlen.

Wie schön ist doch die Welt!

Mein Fazit:

Bleibe nicht immer am Alten hängen. Überwinde deine Ängste und manchmal auch die Bequemlichkeit. Habe den Mut zu Neuem. Dein Blick schärft sich für Sachen, die du vorher nicht gesehen hast.

Es lohnt sich!

EINE SCHARFE ZÄSUR

Wie eine „Murmel“ das Leben einer Familie einschneidet

Es gibt so Momente im Leben, in denen eine Nachricht wie ein scharfer Schnitt ins Herz ist. Von jetzt auf gleich scheint die Normalität des Lebens abgetrennt zu sein. So einen Moment musste Familie Hopfinger erleben.

Eigentlich war alles perfekt, eine glückliche Familie mit zwei richtigen Jungs, einer in der Grundschule und einer im Kindergarten. Der größere Bruder eher ein ruhiger Vertreter, der kleinere temperamentvoll wie Michel von Lönneberga. Und genau dieser quirlige Knirps war plötzlich unendlich müde, bekam starke Kopfschmerzen, schlief im und nach dem Kindergarten und irgendwann sogar auf dem Trampolin ein. Da war Markus 5 Jahre alt. Die Entwicklung zog sich über mehrere Tage hin und die Abstände zwischen seinen „Schlafleinheiten“ wurden immer kürzer. Irgendwann war Markus nach dem Kindergarten so müde, dass er sein Fahrrad nicht mehr fahren konnte, sondern nur noch schieben.

Das war der Moment, in dem Martina, seine Mutter, sagte: „Da muss etwas passieren.“ Da Termine beim Kinderarzt in der Regel nicht kurzfristig zu bekommen sind, machte sie sich montagsmorgens früh mit dem noch nüchternen Markus auf den Weg zum Hausarzt, wo dem Jungen dann Blut abgenommen wurde. Dienstags hat sie dann wieder beim Hausarzt angerufen, der sie bat nochmal mit Markus vorbeizukommen, da die Entzündungswerte sehr stark erhöht waren. Gesagt, getan – also

wieder zum Hausarzt, der Markus nochmal untersuchte und die beiden dann zum Kinderkardiologen weiterschickte.

Noch im Auto auf dem Parkplatz rief Martina in der Praxis an, um dort einen Termin zu bekommen. Die Dame von der Rezeption hörte sich Martinas Bericht an und erwiderte ihr, dass sich das für sie akut anhören würde, und empfahl, dass der Hausarzt sie ins Krankenhaus einweisen sollte. Sie könnte so spontan niemandem absagen und hätte aktuell keinen kurzfristigen Termin für Markus frei. Sie würde ihr raten, den Hausarzt nochmal zu fragen, warum er sie mit den für sie augenscheinlich akuten Symptomen nicht ins Krankenhaus einweist. Im Nachhinein berichtet mir Martina, dass

sie dieser Dame auf ewig dankbar ist! Also vom Parkplatz wieder in die Praxis hinein, dem Hausarzt kurz vom Telefonat mit der Sprechstundenhilfe berichtet und nachgefragt, wieso sie nicht ins Krankenhaus



eingewiesen werden könnten. Der Hausarzt zögerte nicht lange und stellte die Überweisung für Markus aus. Während der Autofahrt überlegte Martina dann, in welches Krankenhaus sie denn mit Markus

fahren sollte. Für sie kamen nur St. Augustin oder Bonn in Frage. Sie rief ihren Mann Jens aus dem Auto an, der sie bestärkte ihrem Bauchgefühl zu vertrauen. Also ging die Fahrt zum Marienhospital in Bonn, wo

sie schon mit dem Erstgeborenen gute Erfahrungen mit den Ärzten gemacht hatte. Dort wurde Markus auf den Kopf gestellt. Und als Martina fragte, ob Markus denn jetzt so langsam mal etwas essen könnte, bekam sie zur Antwort, dass man auch noch ein MRT machen wollte. Da verstärkte sich bei Martina schon das Gefühl, das sie schon seit ein paar Tagen hatte, dass mit Markus etwas nicht stimmt. Sie durfte auf einem Campingstuhl bei ihrem Sohn im Raum sitzen, während das MRT lief. Dabei konnte sie durch die Scheibe zum Kontrollraum beobachten, wie auf der anderen Seite 4 Ärzte auf den Monitor schauten. Dann kam ein weiterer Arzt dazu, dann noch einer, es wurde telefoniert und manche Beobachter aus dem Ärzteteam wechselten. Da war ihr klar, dass Markus definitiv nicht nur einen Schnupfen hatte.

Schließlich kam die Ärztin, die sie aufgenommen hatte, wieder in den Raum, um Markus aus dem MRT zurückzufahren. Als auf Martinas Frage nach dem Stand der Dinge die Antwort: „Wir sprechen gleich...“ war, entwickelte sich ein dicker Kloß in ihrem Hals. In der Zwischenzeit trafen Martinas Mann und Markus' älterer Bruder ein. Der Bruder blieb bei dem langsam aufwachenden Markus. Jens und Martina



Markus beim MRT | Foto: priv.

*„Mama, wir dürfen doch nicht weinen,
wir müssen doch stark sein!“*

warteten derweil im Büro der Ärztin. Letztere eröffnete den beiden dann die Hiobsbotschaft: „Es tut uns leid, aber ihr Sohn hat einen Gehirntumor!“ Was für eine Katastrophe. Es war, als ob den beiden jemand ein scharfes Messer mitten ins Herz gerammt hätte.

Jens fand zuerst die Sprache wieder und fragte die Ärztin, ob sie das Bild von dem Tumor einmal sehen könnten. Als sie dann das Bild vom Tumor gezeigt bekamen, fragten sie, wie groß der Tumor denn wäre. Der war golfballgroß. Unvorstellbar! Die Ärztin beschwichtigte sofort: „Machen Sie sich jetzt keine Sorgen, dass Sie zu spät sind. Sie sind jetzt hier und wir helfen Ihrem Kind jetzt!“ Das Ärzteteam hatte schon mit der Kinderonkologie der Uniklinik Kontakt aufgenommen und einen Krankenwagen bestellt, der Markus zur Adenauerallee bringen sollte. Am Spätnachmittag war Markus dann auf der

Station und hing schon am Tropf, um ihn für eine Operation am übernächsten Tag vorzubereiten. Wie in einem Film durchlief die Familie den Tag. Es musste noch ein Narkosegespräch geführt werden, man musste viel und lange warten, man musste erstmal verdauen, was gerade alles passiert war. Die Ärztin erklärte Markus kindgerecht, dass er eine „Murmel“ im Kopf hätte, die da nicht hingehörte. Die wollten sie ihm jetzt mit einem scharfen Schnitt rausholen. Und als Markus dann fragte:

„Aber wenn Ihr mir den Kopf aufschneidet, dann bin ich doch im Himmel.“, konnte die Neurochirurgin Markus beruhigen und spielerisch vom Gegenteil überzeugen. Die Neurochirurgin war großartig. Sie beruhigte neben Markus die Familie und sagte: „Sie haben uns das Liebste gegeben, was Sie haben, und wir setzen alles daran, dass Sie das auch gesund und so munter wie vorher wiederbekommen!“ Daran klammerten sich alle. Martina sagt, dass da ein unglaubliches Vertrauen zu den Ärzten



Markus wieder auf den Beinen



Familie Hopfinger mit Markus als Kinderprinz von Bürvenich | Fotos: priv.

Es macht richtig Spaß zu sehen, wie Markus sich in ein völlig normales Leben zurückgekämpft hat, vor Energie und Plänen sprüht.

war. Und ihr Gottvertrauen gab ihr Halt. Als sie aber am Morgen des Operationstages die Nachricht bekam, dass der Entzündungswert zu hoch wäre und sie deswegen nicht operieren könnten, brach Martina zusammen. Da war dann der scharfe Schnitt, das große Loch. Und das mussten sie alle aushalten.

Eine lange Woche mussten sie auf die Operation warten – eine Woche der Angst, der Sorge, der Mutlosigkeit aber trotz allem auch eine Woche der unumstößlichen Hoffnung.

Als die Operation abgesagt wurde und Martina so verzweifelt war, sagte Markus mit seinen 5 Jahren zu ihr: „Mama, wir dürfen doch nicht weinen, wir müssen doch stark sein!“. Dieser Satz, der Optimismus der

Ärzte, die Begleitung durch den Förderkreis für krebskranke Kinder und Jugendliche Bonn e.V. und Martinas unerschütterlicher Glaube halfen ihr da weiter. Martina sagt: „Wir hatten Glück. Die Operation war am Tag der heiligen Rita, der Patronin für aussichtslose Anliegen.“ Bis heute hat Markus eine „Ritarose“ unter dem Kopfkissen, die ihm Mut gibt.

Markus selber sagt mir, dass er damals ein bisschen Angst hatte und auch mal geweint hat. Aber er war beruhigt, als die „Murmel“ weg war. Ab dann hatte er auch fast gar keine Kopfschmerzen mehr. Markus war tapfer und wurde mit seinem positiven Wesen zu einem kleinen Mutmacher der Station. Die Operation überstand er sehr gut. Er versetzte das gesamte Ärzte- und Pflegeteam sowie seine Familie mit seiner zugewandten und optimistischen Art immer wieder in Erstaunen. Als er kurz nach der Operation mit dem Krankenwagen zur Intensivstation der Kinderklinik gebracht wurde, bedankte er sich

beim begleitenden Anästhesisten dafür, dass er ihm die Murmel aus dem Kopf operiert hat. Unglaublich, dieser Knirps. Aufgeben war für alle keine Option. Die Parole war, das anzunehmen, was war, und das Beste daraus zu machen. So bekamen die medizinischen Geräte lustige Namen und beim Warten, was ja im Krankenhaus oft vorkam, erfand Martina fröhliche Lieder um die Wartezeit zu überbrücken. Alle waren erleichtert, dass der Tumor bei der 8 Stunden dauernden Operation vollständig entfernt werden konnte.

Die ganze Familie war für jede Unterstützung dankbar – sei es im Krankenhaus oder zu Hause - und legte gleichzeitig großen Wert darauf, dass das Leben so normal wie möglich weiterlief. Markus sollte nicht in Watte gepackt werden. Und auch wenn die Aussichten manchmal sehr düster waren, weil der Tumor zum Beispiel bösartig, nicht eindeutig klassifizierbar und schnell wachsend war, blieben sie optimistisch.



Markus misst Temperatur



Markus auf der Bettkante

An den dreiwöchigen Klinikaufenthalt schlossen sich 33 Bestrahlungen und eine einjährige Chemotherapie in Tablettenform an. Die Tabletten fand Markus „eklig“, aber nie haben sich Markus oder seine Familie beschwert. Dann war halt die erste Bestrahlung an Markus' 6. Geburtstag. Dann fuhr man eben nach der Bestrahlung zum geliebten Bürvenicher Schützenfest oder stieß später zur Trierpilgerfahrt dazu. Diese Familie ließ sich doch von der Murre nicht in ihrem Lebensplan beschneiden.

Im Gegenteil: es wurden weiter „normale“ Pläne geschmiedet und versucht mit der Nachsorge in Einklang zu bringen. Martina ist heute noch berührt, was die Ärzte und Pfleger für Markus ermöglicht haben, damit er gut durch die schwere Zeit kam, wie sehr der Förderkreis die Familie und den kleinen Patienten unterstützt hat und wie großartig die Dorfgemeinschaft sich der Familie angenommen hat. Neben ihrem starken Glauben hat sie das alles durch die anderthalb Jahre getragen.

Im letzten Jahr ging dann für Markus ein Traum in Erfüllung: er wurde Kinderprinz von Bürvenich. Und natürlich hat er es sich nicht nehmen lassen, mit seinem Gefolge einen Besuch in die Kinderklinik zu unternehmen, um dort Hoffnung und Freude zu verschenken.

Es macht richtig Spaß zu sehen, wie Markus sich in ein völlig normales Leben zurückgekämpft hat, vor Energie und Plänen sprüht. Fröhlich plappert er bei unserem Treffen immer weiter. Und Martina strahlt: „So geht das den ganzen Tag!“. Die ganze Familie lebt jeden Tag intensiver und mit großer Dankbarkeit, dass Markus wirklich so, wie die Neurochirurgin das versprochen hatte, wieder das Familienleben aufmischt. Die „Murre“ hat bei Hopfingers die Sinne für das Wesentliche im Leben geschärft – ohne viel Aufhebens aber mit viel Liebe, Hoffnung und Dankbarkeit. Einfach beeindruckend und ermutigend!



Markus mit seiner Mama | Foto: Marianne Komp



Alexander Walek

SCHARFER BLICK und SCHARFE ANALYTIK

Karl von Lutzenberger, ein Mann mit einem scharfen, kritischen Blick auf die kleinstädtische Gesellschaft Zülpichs. Ein Gespräch mit Hans-Gerd Dick, Historiker und Kulturreferent bei der Stadt Zülpich, zu einem der prägendsten Persönlichkeiten der Neuzeit für und in Zülpich.

Mati Faber 2004

Zhoch3: Sehr geehrter Herr Dick. Karl von Lutzenberger ist hier in Zülpich eigentlich sehr bekannt. Es gibt eine Straße, die nach ihm benannt wurde und auch die Realschule trägt seinen Namen. Im Internet findet man aber wenig über ihn. Sie sind wahrscheinlich vor Ort einer der besten Kenner seiner Geschichte. Wer war er eigentlich?

Bisher wurde wirklich noch nicht so viel über ihn veröffentlicht. Aber je mehr ich recherchiere, umso spannender wird die Person Karl von Lutzenberger. Die biographischen Fakten sehen so aus: Er wurde am 18.02.1875 im fränkischen Seehaus geboren. Von Lutzenberger stammt aus einer Familie, die der Kirche verbunden war aber auch eine Nähe zum Militär hatte. Er wuchs unmittelbar nach dem ersten Vatikanischen Konzil in Zeiten des Kulturkampfes auf. Diese Zeit der Abgrenzung

der Kirche zur Welt und der Abwehr staatlicher Eingriffe prägte seine Jugend. Von 1899 bis 1902 wirkte er als Vikar in Kerpen, unter anderem an einer höheren Lehr-Erziehungs-Anstalt für Knaben. Nach den Quellen war er dort ein lautstarker Kritiker gegen eine überprozentuale Aufnahme evangelischer Schüler, sowie der liberalen pädagogischen Ansätze des damaligen Rektors Dr. Wilhelm Schneider. Heute würde man umgangssprachlich sagen: „Er war stockkonservativ“.

Zhoch3: Das ist ja aber nicht die Eigenschaft, weshalb man ihn so stark in Erinnerung hat. Was zeichnete ihn denn im Weiteren aus?

Das stimmt. Wenn er auch als Priester die Rolle des Schutzherrn, aber auch Meinungsführers in den ihm anvertrauten Gemeinden einnahm, so richtete er als Zeitgenosse seinen Blick immer auch über das katholische Milieu hinaus. Gesellschaftliche Entwicklungen jenseits davon registrierte er aufmerksam. Das Judentum oder die Ar-

beiterbewegung begriff er theologisch als Gegner, doch er begegnete örtlichen Protagonisten mit ungewöhnlicher Unvoreingenommenheit.

Diese ‚andere‘ Seite sehen wir zum ersten Mal in den frühen 1920er-Jahren. In der Endphase des für Deutschland sehr einschneidenden Ersten Weltkrieges wurde er Pfarrer in Kommern. Er sammelte Geld, um den Altarraum der Kirche von Hans Zepter, einem renommierten Kirchenmaler, der auch in Köln wirkte, expressionistisch ausmalen zu lassen. Die expressionistische Malerei war unter anderem eine künstlerische Antwort auf die Traumata des ersten Weltkrieges, bildete aber auch eine Form der Ge-

Ein Pfarrer, der sich über das eigene Milieu hinaus um Kommunisten und Juden sorgte und für sie eintrat, ist ein besonderes Kennzeichen, was diesen Mann und Seelsorger, Karl von Lutzenberger, ausmachte.

sellschafts- und Kapitalismuskritik. So stellt die expressionistische Kirchenmalerei Jesus als Heiland in den Mittelpunkt, der die Verlierer der Gesellschaft um sich scharft. Doch war die Darstellung in der Kommerner Kirche für die Gemeinde so irritierend, so fremd, dass kurz nach dem Weggang Karl von Lutzenbergers, die Kirche wieder weiß getüncht und damit das Werk übermalt wurde. Aber spätestens ab dieser Kommerner Episode kann man einen roten Faden seiner Werthaltung erkennen, nämlich die Frage: „Was bedeutet es heute, wenn ich Jesus in den Mittelpunkt meines Lebens stelle?“ Hier zeigte sich sein tagespolitischer Anspruch an ein christliches Handeln.

Zhoch3: Was passierte dann in Zülpich?

Nicht so gut dokumentiert, da leider diese Pfarrchronik zerstört wurde, waren seine ersten Jahre in Zülpich ab 1924. Aber über verschiedene anonyme Beschwerdeschreiben, die in Köln eingegangen sind, lässt sich ablesen, dass er z.B. mit der jüdischen

Bevölkerung Zülpichs unbefangenen Umgang pflegte. Die Bevölkerung erlebte ihn als einen toleranten, verantwortungsvollen Seelsorger mit einem hohen Rechts- und Pflichtbewusstsein und starkem sozialem Engagement.

In der glücklicherweise erhaltenen und von ihm verfassten Pfarr-Chronik ab 1932 (bis 1944; Anm. d. Red.) tritt sein Einsatz für die Achtung der Menschenwürde und seine Zivilcourage in den Vordergrund. So schrieb er z.B. am 16. März 1933 in seiner Chronik, nachdem die Zentrumsparterie in Zülpich erstaunlicherweise immer noch die absolute Mehrheit errungen hatte, der Zentrums-Bürgermeister aber dennoch

ohne Protest abgesetzt wurde: „Die Freiheit der Presse hat aufgehört“. Als bereits vor den Wahlen in Zülpich Menschen

auf einmal verschwanden, weil sie Kommunisten waren, hielt er das namentlich fest, fragte nach. Auch die Judenverfolgungen notierte er seit 1933 aufmerksam. Er wurde für die Politik unbequem. Er verbot anfangs das Uniformtragen im Gottesdienst sowohl dem nationalkonservativen Stahlhelm-Bund als auch der NSDAP. Er legte sich auch öffentlich mit dem neuen Bürgermeister an. Auf der Kanzel warnte er vor den neuen Ideologien. Monate zuvor hatte er bereits einen katholischen Frauenverein für Bedürftige gegründet, um der geplanten, konkurrierenden Gründung einer Ortsgruppe des „Vaterländischen Frauenvereins“ durch den Stahlhelm zuvor zu kommen. Seine Schwester Wilhelmina Jansen wurde erste Vorsitzende dieser Gruppe. Kurz gesagt: Er hatte einen ausgesprochen scharfen Blick auf die kleinstädtische Gesellschaft und wurde durch seine Chronik Garant einer detaillierten Zeitzeugenschaft; dabei trat er für seine Überzeugungen, wie auch für die Menschen, für die er sich verantwortlich fühlte, offensiv ein.

Es gab während der NS-Zeit viele Pfarrer, die sich vor ihre Pfarrgemeinde stellten; sich aber über das eigene Milieu hinaus auch um Kommunisten und Juden zu sorgen, ist eine besondere Charaktereigenschaft, welche diesen Mann und Seelsorger Karl von Lutzenberger kennzeichnete.

Zhoch3: Können Sie uns dazu noch ein konkretes Beispiel geben?

Gerne. Ein ganz markantes Beispiel bietet seine Reaktion auf die Ereignisse der Nacht vom 9.11. auf den 10.11.1938, der sogenannten „Kristallnacht“. Die reichsweit organisierte Zerstörung der Synagogen, die auch in Zülpich stattfinden sollte, fiel erstmalig aus: Vor Ort planten die Verantwortlichen, dass man die Synagoge als Gebäude erhalten und der Jugendarbeit der NSDAP zuführen könne. Auf Drängen von ‚Oben‘ musste diese Zerstörung dann doch, einen Tag

später, vom 10.11. auf den 11.11. stattfinden. Lutzenberger sah und notierte, wie das Inventar der Synagoge vor deren Zerstörung auf einen jüdischen Leichenwagen gepackt wurde und später auf dem Martinsfeuer unter „Gejohle“ der Schüler im Beisein der Lehrerschaft verbrannt wurde. Es war für ihn ein schreckliches Ereignis und er musste auch erleben, dass dies auch durch ‚seiner‘ Kirchenmitglieder mit geschah. So schrieb er direkt am Tage danach an Moritz Juhl (*1864 +1941), den damaligen Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Zülpich: „Gestatten Sie mir, zugleich im Namen meiner Schwester, den Ausdruck unseres aufrichtigen Mitgefühls anlässlich all des Schwersen und Bitteren, das Sie und ihre Gemeinde betroffen hat; ganz besonders hart ist ja der Verlust Ihres Gotteshauses. Allein unser Gottesglaube und unser Vertrauen auf das Walten der göttlichen Vorsehung, die sich in den Mitteln zur Erreichung ihrer Zie-

le niemals täuscht, kann uns in dieser Zeit höchster Prüfung und Läuterung trösten und aufrichten.“

Dieser Brief muss für Moritz Juhl und auch für seine Beziehung zu Karl von Lutzenberger etwas Besonderes gewesen sein. Denn anstatt diesen Brief zu verbrennen, war er ihm so wichtig, dass er ihn auf seiner späteren Flucht mitnahm und in seiner neuen Heimat Israel aufbewahrte.

Leider starben Karl von Lutzenberger, seine Schwester und die Haushälterin Christine Dreesen am 24.12.1944 bei einem Luftangriff der Alliierten unter den Trümmern des Pfarrhauses. Zülpich war Ziel von Luftangriffen, da es ein wichtiges logistisches Drehkreuz zur Vorbereitung und Durchführung der sogenannten ‚Ardennenoffensive‘ geworden war, die am Ende des Krieges noch so viele Menschen das Leben kostete.

Zülpich, 11. 11. 1938.

Sehr geehrter Herr Juhl!

Gestatten Sie mir zugleich im Namen meiner Schwester den Ausdruck unseres aufrichtigen Mitgefühls anlässlich all des Schmerzes und Bitteren, das Sie und Ihre Gemeinde betroffen hat; ganz besonders hart ist ja der Verlust Ihres Gotteshauses. Allein unser Gottesglaube und unser Vertrauen auf das Walten der göttl. Vorsehung, die sich in den Mitteln zur Erreichung ihrer Ziele niemals täuscht, kann uns in dieser Zeit höchster Prüfung und Läuterung trösten und aufrichten.

MfG mit herzlichen Grüßen

K. von Lutzenberger

K. von Lutzenberger

Scharfschießen



1979 „Und wenn Rocker Ihre Freundin im dunklen Park vergewaltigen wollen, und Sie haben eine Pistole in der Hand?“ Ich hatte keine Freundin, auch keine Pistole, ich war nicht im Park. Ein Raum im Kreiswehersatzamt. Ich weiß nicht mehr, was ich genau sagte. Der Prüfungsausschuss erkannte mich jedenfalls als Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen an.



Frieden schaffen ohne Waffen. Nicht der Stärkere sein wollen. Nicht auf die Kinder der Eltern in der evangelischen Partnergemeinde in der DDR schießen müssen, die meine Eltern dort immer wieder besuchten – falls es mal zu einem bewaffneten Konflikt kommen würde.

Nach dem Schulabschluss folgten 18 Monate Zivildienst in einem Seniorenheim. „Urin-Kellner“ wurde ich von

einem der Bewohner genannt. Eine nicht gerade freundliche Provokation. Ich habe viel gelernt in dieser Zeit. Trotzdem war es eine schöne Zeit. Ich habe viel gelernt - über das Älterwerden, über Helfen und Hilfe Empfangen, über Tod und Sterben ...“

2023: Das Theologiestudium liegt lange hinter mir. Altenheimseelsorge, Schulgottdienste, Notfallseelsorge, Krankenhaus-

seelsorge: Jetzt bin ich Militärfarrer in der Bundeswehr. Scharf geschossen habe ich noch nie. „Wenn wir dir eine Waffe in die Hand drücken müssten, wäre vorher gewaltig etwas falsch gelaufen“, sagte der Hauptfeldwebel, mit dem ich in meinem Auslandseinsatz im Gespräch war. Ich wer-

de auch nicht scharf schießen müssen in meinem Dienst. Ich bin dankbar dafür.

Schießen können sie alle, das haben sie gelernt. Aber ich lerne neu, wie viele Soldatinnen und Soldaten im Dienst sind, um jene Kameradinnen und Kameraden zu unterstützen, die im Ernstfall vorne scharf schießen müssen: Logistik, Verwaltung, Instandhaltung, Verpflegung, Nachrichten-

dienst, ... Es macht wohl Spaß, die Goldene Schützenschnur der Bundeswehr zu schießen oder eine Auszeichnung bei einem der internationalen Schießwettbewerbe zu erhalten. Den Soldatinnen und Soldaten ist bewusst, dass sie zum Töten ausgebildet sind. Um (auch unsere) Freiheit und Demo-

kratie zu verteidigen. Ihr Ernst beeindruckt mich. Und es ist ihnen klar, welches Risiko sie dabei eingehen. Ich musste versprechen, mich in guter Weise auf sie einzulassen, als ich den Dienst im Militärfarramt aufnahm. Eine gewisse kritische Distanz zum Militär ist durchaus gewünscht.

Ist der alte Slogan vom „Frieden schaffen ohne Waffen“ durch die Kriege in der Ukraine oder in Israel widerlegt? Wie scharf darf man (als Christ?) zurück-





schießen, wenn ein Land angegriffen wird oder ihm die Vernichtung angedroht wird? Ich lerne: Man muss stark genug sein, um sich wirksam verteidigen zu können. Erweckt man einen anderen Eindruck, kann ein Starker sich ermutigt fühlen, sich einfach zu nehmen, was er will.

Ich lerne aber auch: Setzen mehrere Seiten nur auf Waffen und Stärke, kann auch ein vermeintlich Schwächerer großes und unerträgliches Unheil anrichten. Und es erfordert offenbar noch größeres Unheil, um diesen Schwächeren an weiteren Angriffen zu hindern. Die Hamas wurde jetzt völlig zu Recht in Deutschland verboten. Warum eigentlich erst jetzt?

Szenenwechsel.

Ein Soldat erzählt, wie er in Flecktarn-Uniform sein Kind aus dem Kindergarten abholt. „Bist Du ein Soldat?“ – „Hm...“ – Hast Du auch ein Gewehr?“ – „Hm...“ – „Und

hast Du auch mal geschossen?“ – „Ja...“ – „Und hast Du auch schon mal auf einen Menschen geschossen?“

Der Soldat blieb die Antwort schuldig. Afghanistan. Ermächtigung der afghanischen Armee. Kontrollfahrten. Hinterhalte. Ja, sie mussten auch schießen. Weil sie angegriffen wurden. Weil sie Frieden bringen wollten. Jetzt hat die Seele einen Knacks. PTBS. Er geht einkaufen im Supermarkt. Ein falsches Geräusch, ein Geruch: er steht wieder in der Situation. Lebensgefahr. Die Stresshormone sind am Level, alles im Körper schaltet um auf Lebenserhaltung. Erst mal nur raus hier. Autoradio auf volle Lautstärke, bis der Stresslevel wieder erträglich ist.

Was ich in den letzten Jahren gelernt habe: Wir leben nicht im Paradies. Solange das so ist, brauchen wir auch Polizei und Militär. Ich habe hohen Respekt vor Menschen, die

ihre körperliche und seelische Gesundheit auch auf diese Weise für die Gemeinschaft aufs Spiel setzen. Darum geht es jedes Jahr eine Woche mit einer kleinen Gruppe in eine Auszeit, um runterzukommen, es sich gut gehen zu lassen, um sich austauschen zu können. Auftanken. Sie haben scharf geschossen. Die Bilder sind im Kopf.

Wohl einem jedem, der mit seinem Einsatz ohne Waffen soweit Frieden schaffen kann, dass Soldaten nicht schießen müssen!

Wir brauchen sie beide für den Frieden. Soldaten, die hoffentlich niemals schießen müssen. Und Menschen, die „Frieden schaffen ohne Waffen“. Wir brauchen sie jetzt dringender denn je.



Ellen Petermann

SCHARFE KURVEN

... UNFALLKREUZE AM STRASSENRAND

Uns allen ist es sicherlich schon so oder ähnlich ergangen: Es ist schönes Wetter und man beschließt, vielleicht an einem Sonntagnachmittag, eine kleine Tour durch die nahe Eifel zu machen. Mit dem Auto. Kinder auf den Rücksitz und los geht es. Vielleicht zur Abtei Mariawald, dann weiter bis nach Heimbach oder an den Rursee. Es gibt sehr viele wunderschöne Strecken in der Eifel ... Viele allerdings mit scharfen Kurven. Besonders einladend sind diese Kurven für Motorradfahrer.

Dann plötzlich entdeckt man etwas: Ein Unfallkreuz, an einer Leitplanke in einer Kurve oder am Straßenrand auf einer Landstraße. Klar, wo Autos, Motorräder Fahrräder, neuerdings auch elektrisch an-

getrieben, auf unseren Straßen fahren, kommt es zwangsläufig immer wieder zu Unfällen.

Unfallkreuze markieren die Stelle, an der jemand tödlich verunglückt ist. Man fragt sich: "Was ist hier geschehen?" Wer war die Person, deren Leben hier abrupt beendet wurde? Vielleicht war hier ein Verkehrsteilnehmer zur falschen Zeit am falschen Ort? Vielleicht ist ein Kind einfach auf die Straße gelaufen? Unfallkreuze sind für Angehörige der erste Ort, an dem sie trauern können und diese Kreuze können so zu einer Art Übergangshilfe werden. Die Hinterbliebenen machen so ihren Verlust, ihre Traurigkeit und vielleicht auch das für sie Unfassbare, öffentlich; denn es ist enorm schwierig, mit solch einer Situation kon-

frontiert zu werden und diese zu meistern. Die Kreuze sehen ganz unterschiedlich aus. Einige sind eher unscheinbar, andere sind mit Blumen geschmückt, oder es steht ein Grablicht davor. Dann wirkt es fast wie ein kleines Grab. Manchmal kann man auch ein Bild des Verunglückten sehen, oder einige geschriebene Zeilen. Ist ein Kind tödlich verunglückt, sieht man auch am Kreuz aufgestellte Kuscheltiere, kleine Engelfiguren oder Ähnliches.

Der Todesort wird somit zum ersten Trauerort. Zu einem Ort der Erinnerung, aber auch zu einem Ort der Mahnung.

Diese Kreuze werden lange liebevoll betreut und gepflegt. Manchmal bis zu 10 Jahren.

„LAUT“

Sollte ich zum Zeitpunkt meines Todes noch Oberpfarrer von Zülpich sein, dann weiß ich schon, wo ich meine letzte Ruhestätte finde werde. Ich komme nämlich in die Gruft der Oberpfarrer von Zülpich auf dem Zülpicher Friedhof. Daran muss ich immer wieder denken, wenn ich dort vorbeikomme. Oft bleibe ich stehen und schaue mir die Namen derer an, die dort beigesetzt wurden. Fast alle meine Vorgänger liegen da. Unter anderem natürlich auch Oberpfarrer Karl von Lutzenberger. Das macht mich irgendwie demütig! Beschämt frage ich mich oft, ob ich in diese Reihe meiner würdigen Vorgänger überhaupt reinpasse.

Von Oberpfarrer von Lutzenberger, wohl einem meiner größten Vorgänger, wird berichtet, dass er, obwohl er in den Kriegsjahren aus Altersgründen nicht mehr die Kanzel besteigen konnte, immer noch ein kraftvoller Prediger war. Vor dem Altar im Mittelgang wurde zwischen den Bankreihen ein Sitzpult aufgebaut, von dem er dann seine Predigten hielt. In seinen Predigten wies er immer wieder auf die unheilvollen Zeiten hin, die damals herrschten. Oft wurde er dabei von NS Spitzeln abgehört. An der Frontseite des Sitzpultes war ein Vorhang aufgehängt mit dem Spruch: „Schärfer ist das Wort Gottes als jedes zweischneidige Schwert!“

Weit über die Grenzen des Dekanats Zülpich war sein Ruf als mutiger Prediger und aufrechter Christ bekannt, deswegen wurde er wohl auch vor der Verhaftung durch die Gestapo bewahrt. Mutiger Prediger und aufrechter Christ – ich frage mich oft, ob ich damals den gleichen Mut gehabt hätte wie er. Aber, wenn wir uns unsere Welt heute so anschauen, mit allen Sorgen und Ängsten, dann denke ich, müssen wir auch heute laut unsere Stimme erheben und uns für eine bessere Welt einsetzen. Ich nenne beispielhaft nur die Angst um unsere Schöpfung und das

Aufkommen politischer Parteien am linken und rechten Rand. Papst Franziskus hat vor einigen Jahren einmal die Jugend aufgefordert: „Runter vom Sofa!“. Er sagt: „Für viele Menschen ist es einfacher, duseelige und abgestumpfte Jugendliche zu haben, die Glückseligkeit mit einem Sofa verwechseln.“ Und weiter sagt er: „Wir sind nicht auf die Welt gekommen, um vor uns hinzuvegetieren, sondern um Spuren zu hinterlassen. Die Zeiten, in denen wir leben, brauchen keine Stubenhocker!“ Ein Sofa hilft vielleicht, es bequem zu haben, ruhig und sicher zu sein. Ein Sofa – wie die modernen, die es jetzt gibt, sogar mit Massagefunktion – die Stunden der Ruhe garantieren, um in die Welt der digitalen Unterhaltung abzutauchen. Ein Sofa, das uns in unseren vier Wänden bleiben lässt und uns von der Außenwelt abschirmt.

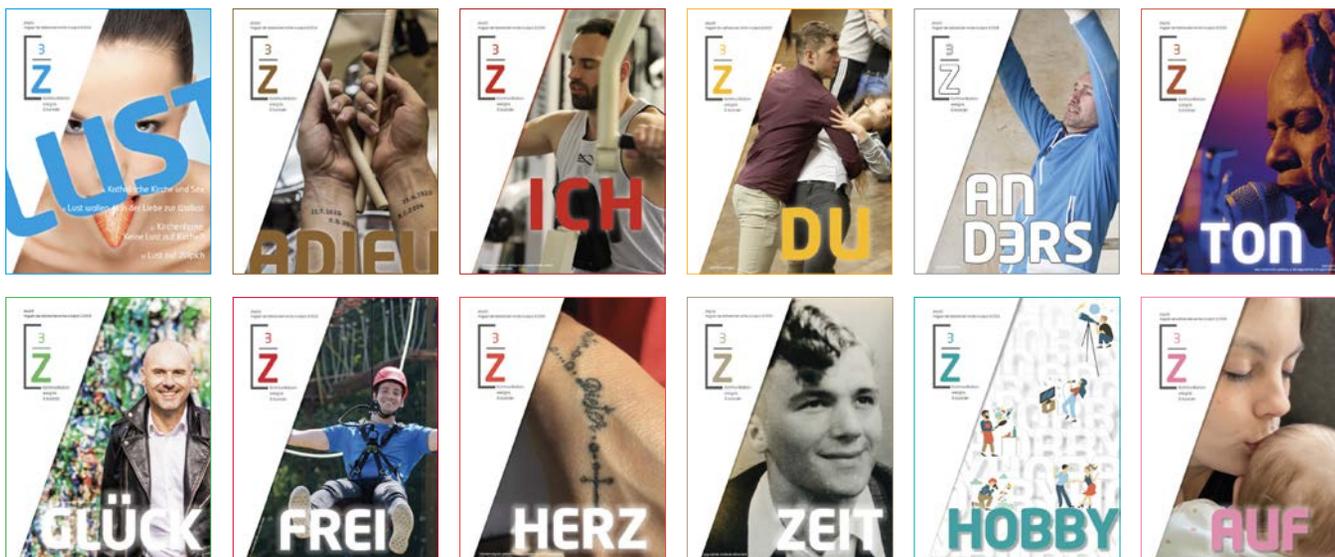
Das „Sofa-Glück“ ist wahrscheinlich die lautlose Lähmung, die uns am meisten schaden kann; denn nach und nach versinken wir, ohne es zu merken, im Schlaf, sind duseelig und benommen, während andere – vielleicht die lebendigeren, aber nicht die besseren – für uns über die Zukunft entscheiden. Ich bin davon überzeugt: Wir brauchen auch heute Menschen, die im Sinne von Oberpfarrer Karl von Lutzenberger handeln. Also runter vom Sofa! Engagiert euch! Hinterlasst Spuren in dieser Welt! Raus aus euren vier Wänden! Mischt euch ein!

Erheben wir laut unsere Stimme!

Ihr Pfr. Guido Zimmermann



Pfarrer Guido Zimmermann
Foto Marianne Komp





Seelsorgebereich Zülpich
Gemeinsam Glauben leben.



Lesung aus der Pfarrchronik von
Karl von Lutzenberger
für den „Förderkreis für krebskranke Kinder und Jugendliche Bonn e. V.“

Karl von Lutzenberger | 22. März '24 | 20 Uhr

LESUNG + MUSIK



Karl von Lutzenberger, Zeichnung von Marti Faber, Foto: Hans-Joerg Dick

Veranstaltungsort: ST. PETER, Zülpich

Ein Abend, der unter die Haut geht

2024 jährt sich der Todestag von Karl von Lutzenberg zum 80. Mal. Wir laden Sie herzlich ein, diesen scharfen Analytiker und Kritiker bei einer Lesung mit Musik am Ort seines Wirkens besser kennenzulernen. Lassen Sie sich überraschen. Wie immer möchten wir mit der Z³-Begegnung auch etwas Gutes tun. Dieses Mal wird für den „Förderkreis für krebskranke Kinder und Jugendliche Bonn e. V.“ gesammelt.

